suhrkamp

HENRI ALAIN-FOURNIER

Der große Meaulnes

ROMAN

suhrkamp taschenbuch 4532

François Seurel, Sohn eines Volksschullehrers in der nordfranzösischen Provinz, findet an einem Novembersonntag des Jahres 1890 in dem siebzehnjährigen Augustin Meaulnes einen langersehnten Freund. Die beiden Jungen sind »Schwärmer, Schlafwandler zwischen Traum und Wachen, enthusiastisch gebannt von den Reizen einer inneren Welt voller Schönheit und Liebe« (*Ludwig Harig*). Auf einem seiner Streifzüge stößt Meaulnes auf die schöne Yvonne de Galais und ahnt nicht, daß diese Begegnung sein Leben aus den Fugen heben wird. Denn um das betörende Mädchen wiederzusehen, begibt er sich zusammen mit François auf eine Suche, die die intime Jugendfreundschaft auf die Probe stellen und der Kindheit der beiden Helden ein jähes Ende setzen wird.

Alain-Fournier, geboren 1886 in La Chapelle-d'Angillon, publizierte seinen von einer ganzen Generation gefeierten Roman erstmals 1913 in der Zeitschrift *La Nouvelle Revue Française*. Ein Jahr später fiel Alain-Fournier bei Kämpfen südlich von Verdun im Alter von 28 Jahren.

Alain-Fournier
Der große Meaulnes

Roman

Aus dem Französischen von
Christina Viragh

Mit einem Nachwort von
Hanno Helbling

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien erstmals 1913 unter dem Titel
Le grand Meaulnes
in fünf aufeinanderfolgenden Ausgaben der
Nouvelle Revue Française, Paris.

Umschlagfoto: plainpicture/Anja Lubitz

Erste Auflage 2014
suhrkamp taschenbuch 4532
© Manesse Verlag, Zürich
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46532-5

Der große Meaulnes

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel

DER GAST

Er traf an einem Novembersonntag des Jahres 189* bei uns ein. Ich sage immer noch »bei uns«, auch wenn uns das Haus nicht mehr gehört. Wir haben die Gegend vor bald fünfzehn Jahren verlassen und werden nicht mehr zurückkehren.

Wir wohnten im Gebäude des *Cours Supérieur* von Sainte-Agathe. Mein Vater, den ich wie alle anderen Schüler »Monsieur Seurel« nannte, leitete sowohl die Oberstufe, wo man sich auf die Lehrerprüfung vorbereitete, als auch die Mittelstufe. Meine Mutter unterrichtete die ersten Klassen.

Ein langgezogenes, mit wildem Wein bewachsenes rotes Haus mit fünf Glastüren, ganz am Ende des Marktfleckens; ein riesiger Hof mit überdachten Teilen und einem Waschhaus, vorn zum Dorf hin ein großes Portal; auf der Nordseite die Straße, auf die eine kleine Gittertür ging und die zum drei Kilometer entfernten Bahnhof führte; auf der Südseite Felder, Gärten, Wiesen, die sich bis zu den ersten Häusern erstreckten . . . so ungefähr der Plan der Stätte, an der ich die schwierigsten und schönsten Tage meines Lebens verbracht habe – der Stätte, von der unsere Abenteuer ausgingen und gegen die sie wieder zurückprallten wie Wellen gegen eine einsame Klippe.

Der Zufall der »Versetzungen«, der Entscheid eines Inspektors oder Präfekten hatte uns hierhergeführt. Ein Bauernwagen, der mit unserem Hausrat voranfuhr, hatte einst gegen Ende der Ferien meine Mutter und mich vor der rostigen kleinen Tür abgesetzt. Bengel, die eben Pfirsiche stahlen, hatten sich leise durch die Löcher in der Gartenhecke davongemacht . . . Meine Mutter, die wir »Millie« nannten und die zweifellos die methodischste Hausfrau war, die ich je gekannt habe, war sogleich hineingegangen, in

die Zimmer voller Stroh und Staub, und hatte wie bei jeder »Verschiebung« verzweifelt festgestellt, daß unsere Möbel in einem so schlecht eingeteilten Haus niemals Platz haben würden . . . Sie war herausgekommen, um mir ihren Kummer anzuvertrauen. Während sie sprach, wischte sie mit ihrem Taschentuch mein Kindergesicht, das von der Reise schmutzig war, sachte ab. Dann war sie wieder hineingegangen, um all die Öffnungen zu zählen, die man würde aufheben müssen, um das Logis bewohnbar zu machen . . . Ich meinerseits, mit meinem großen, bebänderten Strohhut auf dem Kopf, war draußen geblieben, auf dem Kies dieses fremden Hofes, und hatte gewartet und war ein bißchen um den Brunnen und im Schuppen herumgestrichen.

Zumindest stelle ich mir heute unsere Ankunft so vor. Denn sobald ich die ferne Erinnerung an jenen ersten Abend, jenes erste Warten in unserem Hof von Sainte-Agathe heraufbeschwören will, kommen mir sogleich schon andere Augenblicke des Wartens in den Sinn; schon sehe ich mich, wie ich die Gitterstangen des Portals mit beiden Händen umfasse und ängstlich nach jemandem ausspähe, der die Hauptstraße herunterkommen soll. Und wenn ich mir die erste Nacht vorzustellen versuche, die ich in meiner Mansarde verbringen mußte, zwischen den Dachräumen des ersten Stocks, dann kommen mir schon andere Nächte in den Sinn; ich bin nicht mehr allein in diesem Zimmer; ein großer, unruhiger und vertrauter Schatten streicht über die Wände und irrt umher. Diese ganze friedliche Landschaft – die Schule, das Feld und die drei Nußbäume des Père Martin, der Garten, der jeden Tag von vier Uhr an mit Frauen bevölkert ist, die zu Besuch kommen –, das alles ist in meiner Erinnerung auf immer aufgewühlt, verwandelt durch die Gegenwart dessen, der unsere ganze frühe Jugend auf den Kopf gestellt und uns gerade durch seine Flucht keine Ruhe gelassen hat.

Und wir wohnten doch schon zehn Jahre dort, als Meaulnes kam.

Ich war fünfzehnjährig. Es war ein kalter Sonntag im Novem-

ber, der erste Herbsttag, der den Winter ahnen ließ. Millie hatte den ganzen Tag auf einen Wagen vom Bahnhof gewartet, der ihr einen Hut für die kalte Jahreszeit bringen sollte. Am Morgen war sie nicht zur Messe mitgekommen; und bis zur Predigt hatte ich, mit den anderen Kindern im Chor sitzend, gespannt nach der Seite des Glockenturms geschielt, um sie mit ihrem neuen Hut hereintreten zu sehen.

Nach dem Mittagessen mußte ich allein zur Vesper.

»Und überhaupt«, sagte sie, um mich zu trösten, während sie mit der Hand meinen Kinderanzug abbürstete, »auch wenn dieser Hut gekommen wäre, hätte ich ihn bestimmt den ganzen Sonntag noch umändern müssen.«

Unsere Wintersonntage verliefen oft so. Schon am Morgen ging mein Vater weit hinaus, an irgendeinen nebelbedeckten Teich, wo er von einem Boot aus nach Hechten angelte; und meine Mutter saß bis zum Abend in ihrem dunklen Zimmer und flickte an ihrer bescheidenen Toilette herum. Sie schloß sich ein, weil sie fürchtete, von einer der ebenso armen, aber auch ebenso stolzen befreundeten Damen ertappt zu werden. Und ich, zurückgekehrt von der Vesper, las im kalten Eßzimmer und wartete, bis sie die Tür aufmachte, um mir zu zeigen, wie ihr das Kleidungsstück stand.

An jenem Sonntag war ein wenig Betrieb vor der Kirche, und ich blieb nach der Vesper noch draußen. Die Bengel waren wegen einer Taufe unter dem Portal zusammengelaufen. Auf dem Platz standen mehrere Männer in ihren Feuerwehruniformen; und nachdem sie die Gewehre in Pyramiden aneinandergelehnt hatten, traten sie durchfroren auf der Stelle und hörten zu, wie sich Boujardon, der Brigadier, in die Theorie verwickelte ... Das Glockenspiel für die Taufe hörte plötzlich auf wie ein festliches Geläute, das sich im Ort und in der Zeit geirrt hatte; Boujardon und seine Männer schulterten die Waffen und trabten mit der Spritze davon; ich sah, wie sie, gefolgt von vier schweigenden Jungen, bei der ersten Biegung verschwanden, wobei sie mit ihren

klobigen Sohlen die Halme auf der rauhreifbedeckten Straße zertraten, auf der ich ihnen nicht nachzugehen wagte.

Im Ort war daraufhin nur noch das Café Daniel belebt; ich hörte, wie die gedämpften Diskussionen der Trinkenden anschwollen, sich dann wieder legten. Ich lief die niedrige Mauer des großen Hofes entlang, die unser Haus vom Ort abschnitt, und kam, ein bißchen besorgt wegen meiner Verspätung, bei der kleinen Gittertür an.

Sie war halb offen, und ich sah gleich, daß etwas Ungewohntes vor sich ging.

Und in der Tat stand bei der Eßzimmertür – der nächsten von den fünf Glastüren, die auf den Hof führten – eine grauhaarige Frau und versuchte vorgebeugt, zwischen den Vorhängen hindurchzuschauen. Sie war klein und trug einen altmodischen Kapotthut aus dunklem Samt. Ihr Gesicht war schmal und fein, doch von Unruhe aufgewühlt; und irgendwie hatte ich bei ihrem Anblick ein seltsames Gefühl und blieb auf der ersten Stufe vor dem Gittertor stehen.

»Wo ist er hin? Um Gottes willen!« sagte sie halblaut. »Er war eben noch da. Um das Haus ist er schon herumgegangen. Vielleicht ist er auf und davon . . .« Und nach jedem Satz klopfte sie dreimal zaghaft und kaum hörbar an das Fenster.

Niemand kam der unbekannten Besucherin öffnen. Bestimmt hatte Millie ihren Hut vom Bahnhof geliefert erhalten und saß jetzt zuhinterst im roten Zimmer vor einem Bett voller alter Bänder und zerzauster Federn und war dabei, ihre dürftige Kopfbedeckung zu nähen, aufzutrennen, neu zusammenzusetzen, so daß sie nichts hörte . . . Und tatsächlich, als ich, die Besucherin dicht hinter mir, ins Eßzimmer trat, erschien meine Mutter und hielt mit beiden Händen Messingdrähte, Bänder und Federn, die sich noch nicht ganz im Gleichgewicht befanden, auf ihrem Kopf fest . . . Sie lächelte mir aus ihren blauen Augen zu, die von der Arbeit in der Dämmerung müde waren, und rief: »Schau! Ich habe schon auf dich gewartet, um dir zu zeigen, was . . .«

Aber dann erblickte sie die Frau, die am anderen Ende des Zimmers im großen Fauteuil saß, und unterbrach sich verwirrt. Sie nahm rasch den Hut ab und drückte ihn sich während der ganzen folgenden Szene mit dem angewinkelten rechten Arm wie ein umgekehrtes Nest an die Brust.

Die Frau mit dem Kapotthut, einen Schirm und eine Ledertasche zwischen die Knie geklemmt, war schon dabei, Erklärungen abzugeben, wobei sie leicht den Kopf wiegte und mit der Zunge schnalzte wie eine Frau auf Visite. Sie war jetzt wieder völlig gefaßt. Sie hatte sogar, wenn sie von ihrem Sohn sprach, etwas Überhebliches und Geheimnisvolles, das uns aufhorchen ließ.

Sie waren beide im Wagen gekommen, von La Ferté-d'Angillon, das vierzehn Kilometer von Sainte-Agathe entfernt lag. Sie war verwitwet – und sehr begütert, wie sie uns zu verstehen gab – und hatte das jüngere ihrer zwei Kinder verloren, Antoine, der eines Abends bei der Heimkehr von der Schule gestorben war, nachdem er mit seinem Bruder in einem Teich mit schlechtem Wasser gebadet hatte. Sie hatte beschlossen, den älteren, Augustin, bei uns in Pension zu geben, damit er die Oberstufe besuchen konnte.

Und sogleich sang sie das Lob auf diesen Gast, den sie uns da brachte. Ich erkannte die grauhaarige Frau nicht wieder, die eine Minute zuvor gebeugt an der Tür gestanden hatte, flehenden und verstörten Blickes wie eine Henne, der das wilde Küken aus ihrer Brut abhanden gekommen ist.

Was sie uns voller Bewunderung von ihrem Sohn berichtete, war höchst erstaunlich: er machte ihr so gerne kleine Freuden und lief manchmal kilometerweit barfuß das Flußufer entlang, um ihr die Eier von Teichhühnern, von Wildenten zu bringen, die irgendwo im Ginster lagen . . . Er legte auch Vogelfallen . . . Letzthin hatte er nachts im Wald eine Fasanenhenne in der Schlinge gefunden . . .

Ich, der ich nicht nach Hause zu kommen wagte, wenn ich einen Dreiangel am Kittel hatte, sah Millie erstaunt an.

Aber meine Mutter hörte nicht mehr zu. Sie machte sogar der Dame ein Zeichen, still zu sein; und während sie ihr »Nest« vorsichtig auf den Tisch legte, stand sie lautlos auf, als wolle sie jemanden ertappen . . .

Und wirklich, über uns, in einer Abstellkammer, in der sich die schwarz gewordenen Bestandteile des Feuerwerks vom letzten Quatorze Juillet stapelten, ging jemand sicheren Schrittes auf und ab, ließ die Decke erzittern, durchquerte die riesigen dämmerigen Dachräume des ersten Stocks und entfernte sich zuletzt in Richtung der leeren Adjunktenzimmer, in denen die Lindenblüten zum Trocknen und die Äpfel zum Reifen ausgelegt wurden.

»Schon vorhin habe ich dieses Geräusch in den unteren Zimmern gehört«, sagte Millie halblaut, »und ich dachte, du seist es, François, du seist nach Hause gekommen . . .«

Niemand sagte etwas. Wir standen alle drei klopfenden Herzens da, als über der Küchentreppe die Dachbodentür aufging; jemand stieg die Stufen herunter, kam durch die Küche und erschien in der dunklen Öffnung der Eßzimmertür.

»Bist du es, Augustin?« fragte die Dame.

Es war ein großer Junge von ungefähr siebzehn Jahren. In der Dämmerung sah ich von ihm zunächst nur seinen zurückgeschobenen Bauernhut aus Filz und seinen schwarzen, von einem Gurt zusammengehaltenen Kittel, wie ihn die Schüler tragen. Ich konnte auch sehen, daß er lächelte . . .

Er erblickte mich, und bevor ihn jemand zur Rede stellen konnte, sagte er: »Kommst du mit auf den Hof?«

Ich zögerte einen Augenblick. Doch da mich Millie nicht zurückhielt, nahm ich meine Mütze und schloß mich ihm an. Wir traten durch die Küchentür auf den Schulhof hinaus, wo es schon ziemlich dunkel war. Während ich neben ihm herging, betrachtete ich im letzten Licht sein eckiges Gesicht mit der geraden Nase, der flaumigen Oberlippe.

»Da«, sagte er, »das habe ich auf deinem Dachboden gefunden. Hast du dich da nie umgesehen?«

Er hatte ein kleines Rad aus geschwärztem Holz in der Hand; eine Reihe zerfetzter Raketen stand ringsum darauf; es war wohl die Sonne oder der Mond des Feuerwerks vom Quatorze Juillet gewesen.

»Zwei sind nicht losgegangen: die können wir schon einmal anzünden«, sagte er ruhig und wie jemand, der hofft, nachher noch Besseres zu finden.

Er warf seinen Hut auf den Boden, und ich sah, daß er wie ein Bauer ganz kurz geschoren war. Er zeigte mir die zwei Raketen mit ihren Papierdochten, die von der Flamme gekürzt, geschwärzt und dann übergangen worden waren. Er stellte das Rad mit der Nabe in den Sand und holte – zu meiner Verblüffung, denn uns war das streng verboten – eine Schachtel Streichhölzer aus seiner Tasche hervor. Er bückte sich vorsichtig und zündete den Docht an. Dann packte er mich bei der Hand und zog mich heftig nach hinten.

Einen Augenblick später sah meine Mutter, die mit Meaulnes' Mutter vor die Tür getreten war, nachdem sie den Preis für die Pension vereinbart hatten, auf dem Schulhof zwei Garben roter und weißer Sterne fauchend aufsteigen, und eine Sekunde lang konnte sie mich erkennen, wie ich in dem magischen Licht stand, völlig reglos, an der Hand des eben eingetroffenen großen Burschen . . .

Auch dieses Mal wagte sie nichts zu sagen.

Und beim Abendessen saß ein stiller Genosse am Familientisch, hielt den Kopf gesenkt und aß, ohne sich um unsere Blicke zu kümmern, die auf ihm ruhten.

Zweites Kapitel

NACH VIER UHR

Bis dahin war ich selten mit den Jungen vom Ort umhergezogen. Eine Hüftgelenkstuberkulose, an der ich bis zu jenem Jahr 189* litt, hatte mich ängstlich und unglücklich gemacht. Ich sehe mich noch, wie ich auf den Wegen um das Haus all den lebhaften Schülern kläglich auf einem Bein nachhumple . . .

Deshalb durfte ich nur selten nach draußen gehen. Und ich weiß noch, wie mich Millie, die sehr stolz war auf mich, mehr als einmal unter Verabreichung etlicher Ohrfeigen nach Hause zurückbrachte, nachdem sie mich dabei erwischt hatte, wie ich mit den Dorfbengeln einbeinig umherhüpfte.

Die Ankunft von Augustin Meaulnes, die mit meiner Genesung zusammenfiel, war der Anfang eines neuen Lebens.

Bevor er gekommen war, hatte für mich nach Schulschluß, um vier Uhr, ein langer einsamer Abend begonnen. Mein Vater trug das Feuer vom Schulzimmerofen in den Kamin unseres Eßzimmers; und allmählich verließen die letzten Nachzügler die kalt gewordene, von Rauchschwaden durchzogene Schule. Auf dem Hof gab es noch ein paar Spiele, ein kurzes Umherrennen; dann wurde es dunkel; die beiden Schüler, die das Schulzimmer gewischt hatten, holten im Schuppen ihre Kapuzen und Pelerinen und machten sich, den Korb am Arm, eilig davon und ließen das große Tor offen . . .

Solange es noch ein wenig hell war, schloß ich mich dann im Bürgermeisteramt ein, im Archiv, das voll toter Fliegen und im Luftzug wippender Anschlagzettel war, setzte mich an einem Fenster, das auf den Garten hinausging, in einen alten Schaukelstuhl und las.

Als es dunkelte, die Hunde auf dem benachbarten Bauernhof zu heulen begannen und sich das Fenster unserer kleinen Küche erhellte, ging ich dann zurück. Meine Mutter hatte zu kochen an-

gefangen. Ich stieg auf der Dachbodentreppe drei Stufen hoch, setzte mich wortlos, lehnte den Kopf an die kalten Stäbe des Geländers und schaute ihr zu, wie sie in der engen Küche, in der die Flamme einer Kerze flackerte, das Feuer anzündete . . .

Aber jemand ist gekommen und hat mich all diesen Freuden eines friedlichen Kindes entrissen. Jemand hat die Kerze ausgeblasen, die für mich das sanfte Gesicht meiner Mutter beleuchtete, als es sich über das Abendessen beugte. Jemand hat die Lampe gelöscht, um die wir als glückliche Familie saßen, abends, wenn mein Vater die Holzläden vor den Glastüren eingehängt hatte. Und dieser Jemand war Augustin Meaulnes, den die anderen Schüler bald den »großen Meaulnes« nannten.

Sobald er bei uns in Pension war, das heißt von den ersten Dezembertagen an, war die Schule am Abend, nach vier Uhr, nicht mehr verlassen. Trotz der Kälte, die von der auf- und zugehenden Tür herkam, trotz dem Geschrei der Schulzimmerwischer mit ihren Wassereimern waren nach der Stunde immer noch gut zwanzig große Schüler da, solche von den umliegenden Höfen wie solche vom Ort, und sie scharten sich um Meaulnes. Und dann wurde lange diskutiert, endlos debattiert, und ich schlüpfte beunruhigt und freudig dazwischen. Meaulnes sagte nichts; aber seinetwegen trat immer wieder einer von den Großmäulern vor und erzählte, wobei er jeden seiner Kameraden einzeln als Zeugen aufrief, irgendeine lange Obstdiebstahlgeschichte, die sich die anderen mit offenem Mund und leise lachend anhörten.

Meaulnes saß auf einem Pult, schlenkerte mit den Beinen und dachte nach. Bei den guten Stellen lachte er auch, aber leise, als würde er seine lauten Lacher für eine bessere Geschichte aufheben, die nur er kannte. Wenn es dann dunkel wurde und durch die Schulzimmerfenster keine Helle mehr auf das undeutliche Grüppchen junger Leute fiel, stand Meaulnes plötzlich auf, schritt durch den zum Aufbruch bereiten Kreis hindurch und rief: »Los, gehen wir!«

Da folgten ihm alle, und man hörte oben im Ort ihre Rufe, bis es völlig dunkel war . . .

Zuweilen schloß ich mich ihnen jetzt an. Wie Meaulnes stellte ich mich am Ortsrand an die Stalltüren, zur Melkzeit . . . Wir gingen in die Werkstätten, hinten im Dunkeln klapperte der Webstuhl, und dazwischen sagte der Weber: »Aha! Die Studenten!«

Meistens waren wir zur Zeit des Abendessens ganz in der Nähe der Schule, bei Desnoues, dem Wagner, der auch Hufschmied war. Seine Werkstatt war ein ehemaliges Gasthaus mit großen Flügeltüren, die offenblieben. Auf der Straße hörte man den Blasebalg der Schmiede knirschen, und im Schein der Glut sah man an diesem dunklen, klingenden Ort manchmal die Leute vom Land, die ihren Wagen für eine kurze Plauderei angehalten hatten, manchmal auch einen Schüler, der, an eine Tür gelehnt, schweigend zuschaute.

Und genau da fing alles an, ungefähr eine Woche vor Weihnachten.

Drittes Kapitel

»ICH BESUCHTE DIE WERKSTATT EINES KORBFLECHTERS«

Den ganzen Tag hatte es geregnet, und erst am Abend hörte es auf. Der Tag war sterbenslangweilig gewesen. In den Pausen ging niemand hinaus. Und fortwährend hörte man meinen Vater, Monsieur Seurel, im Schulzimmer rufen: »Trampelt doch nicht so herum!«

Nach der letzten Pause des Tages, oder wie wir sagten: nach der letzten »Viertelstunde«, schlug Monsieur Seurel, der seit einer Weile nachdenklich auf und ab ging, heftig mit dem Lineal auf den Tisch, um dem Gemurmel, wie es in langweiligen Schulstun-

den schließlich entsteht, ein Ende zu setzen, und er fragte in die aufmerksame Stille hinein: »Wer fährt morgen mit François im Wagen zum Bahnhof, um Monsieur und Madame Charpentier abzuholen?«

Das waren meine Großeltern: Großvater Charpentier, der Mann im großen Burnus aus grauer Wolle, der alte pensionierte Förster mit seiner Mütze aus Hasenfell, die er sein Képi nannte ... Die kleinen Jungen kannten ihn gut. Um sich zu waschen, holte er am Morgen einen Eimer Wasser herauf, in dem er nach der Art alter Soldaten herumspritzte, während er sich ein bißchen am Spitzbart herumrieb. Ein Kreis von Kindern, die Hände hinter dem Rücken, beobachtete ihn mit respektvoller Neugier ... Und sie kannten auch Großmutter Charpentier, die kleine Bäuerin mit ihrer gestrickten Haube, denn Millie nahm sie mindestens einmal in die Klasse der Kleinsten mit.

Jedes Jahr gingen wir sie ein paar Tage vor Weihnachten am Bahnhof abholen, am Vier-Uhr-zwei-Zug. Um uns zu besuchen, hatten sie das ganze Département durchquert, beladen mit großen, in Tücher eingeschlagenen Packen Kastanien und anderen Eßwaren für die Weihnachtsfeier. Kaum hatten die beiden, eingemummt, lächelnd und ein bißchen benommen, die Schwelle des Hauses überschritten, machten wir hinter ihnen alle Türen zu, und eine lange freudige Woche nahm ihren Anfang ...

Um den Wagen, der sie bringen sollte, mit mir zu fahren, brauchte es jemand Zuverlässiges, der uns nicht in den Straßengraben kippte und der daneben auch gutmütig war, denn Großvater Charpentier fluchte gern, und die Großmutter war ein bißchen schwatzhaft.

Auf Monsieur Seurels Frage schrie ein Dutzend Stimmen: »Der große Meaulnes! Der große Meaulnes!«

Aber Monsieur Seurel tat, als hätte er es nicht gehört.

Da schrien sie: »Fromentin!«

Andere: »Jasmin Delouche!«

Der jüngste Roy, der auf seiner Muttersau im gestreckten Ga-